



VERSUNKENE ADRESSEN

Beiträge in den Ausgaben der
„Lebensringe“ 2001-2014
von Dr. Norbert Podewin



NETZWERK FÜR MENSCHEN
DIAKONIEWERK BETHEL

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

„Die Concordia-Säle“ – mit diesem Thema begann in der ersten Ausgabe der „Lebensringe“ 2001 die Reihe der „Versunkenen Adressen“, für die der renommierte Historiker Dr. Norbert Podewin bis zu seinem letzten Beitrag „Der Küstriner Platz“ in der Ausgabe 2014, den er noch kurz vor seinem Tod verfaßte, verantwortlich zeichnete.

In dieser hier vorliegenden Broschüre sind sämtlich Beiträge der „Versunkene Adressen“, die Herr Dr. Podewin exklusiv für die „Lebensringe“ über 13 Jahre schrieb enthalten.

Wir wollen damit in Dankbarkeit und Würdigung an Dr. Norbert Podewin, der nach langer Krankheit im Juli 2014 verstarb, erinnern.

Für ihn als Historiker und ebenso ausgezeichneten Kenner der Geschichte Berlins war immer klar, daß die Geschichte Berlins nicht nur die der „Unter den Linden“, der Sie-gessäule, des Kudamms und der Friedrichstraße ist. Für ihn als gebürtigen Friedrichshainer gehörten dazu auch die Geschichte und die Geschichten der Bezirke und Kieze von Berlin. Seine „Versunkenen Adressen“ erzählen deshalb von Friedrichshain und Umgebung.

Viele, oftmals bereits vergessene Ereignisse, Orte des Geschehens und Personen wurden so wieder in das Blickfeld und das Gedächtnis der heutigen Generationen zurückgeholt.

Dr. Podewin war eine aufrechter Streiter für den Frieden und eine objektive und differenzierte Beurteilung

geschichtlicher Abläufe. Die zieht sich wie ein roter Faden durch die einzelnen Beiträge.

Diese Grundhaltung wird um so deutlicher und verständlicher, wenn man sich an ein tragisches Erlebnis, das ihm kurz nach der Kapitulation 1945 als 10-jährigem in der Koppenstraße widerfuhr und von dem er erzählte, erinnert.

Als Soldaten der Sowjetarmee aus einem der Häuser noch von Heckenschützen beschossen wurden, ergriffen diese Soldaten mehrere männliche Personen und erschossen sie – darunter einen jüdischen Deutschen, der bis dahin im verborgenen und von Mitbürgern geschützt, die Nazizeit überlebt hatte.



Dr. Norbert Podewin

Dr. Podewin hat mit seiner Mitwirkung in unserem Redaktionskollegium und hier vor allem mit seinen Beiträgen maßgeblich das anspruchsvolle Profil der Lebensringe, die von den Bewohnern, den Mitarbeitern und vielen Menschen in der Öffentlichkeit gerne gelesen werden, geprägt. Dafür sagen wir ihm nochmals danke. Dr. Norbert Podewin bleibt uns als Weggefährte und Freund, der sich auch eng mit dem Diakoniewerk Bethel und unserem Hause verbunden fühlte, in Erinnerung.

Ihnen als Leser dieser interessanten Beiträge wünschen wir einen geistvollen Genuß, neue Erkenntnisse und Lust an Geschichte im großen und im kleinen, denn alles hängt miteinander zusammen.

*Berlin, im April 2015
Das Redaktionskollegium „Lebensringe“*

INHALT

Vorwort	2
Die Einkaufstempel der „Großen Frankfurter“	4
Das Rose-Theater	6
Moabit: Birkenstraße 57	8
Der Küstriner Platz	10
Die St. Andreas-Kirche	12
Drei Bühnen im „Roten Osten“	14
Die Brommy-Brücke	16
Das Berliner Glühlampenwerk NARVA	18
Der Andreasplatz	20
Die Bunkeranlage in Friedrichshain	22
Die Kroll-Oper	24
Die Markthalle Andreasstraße 56	26
Die Sporthalle in der Stalinallee	28
Die Kunst- und Handwerkerschule am Stausberger Platz	30

DIE EINKAUFSTEMPEL DER „GROSSEN FRANKFURTER“

Es waren die „Gründerjahre“ nach 1870, die der bedeutendsten Ausfallstraße Berlins in Richtung Frankfurt/Oder – der Großen Frankfurter Straße/ Frankfurter Allee – ihre baulichen Konturen gaben. Die Meile war bis 1895 vollständig bebaut: Die Vorderhäuser fast ausnahmslos stilistisch beeindruckend: Balkone, Erker, Stuckelemente. Dahinter bot sich dagegen ein tristeres Bild mit mehreren zumeist engen Hinterhöfen – nur die Wendemöglichkeit der Feuerwehr musste garantiert sein. Die Region war zugleich ein prosperierendes Industriegebiet – es gab in Sichtweite drei Bahnhöfe: Seit 1842 den Frankfurter Bahnhof (Schlesischer-, Hauptbahnhof, Ostbahnhof); seit 1867 den Ostbahnhof am Küstriner Platz/Franz-Mehring-Platz – 1882 geschlossen) sowie den Wriezener Personenbahnhof seit 1903 – er wurde bis 1950 genutzt und ist seit 2008 abgerissen. Dazu kam das Bahnbetriebswerk an der Warschauer Brücke (zu DDR-Zeiten RAW „Franz Stenzer“), das OSRAM Werk gleich gegenüber sowie u. a. die Maschinenbaubetriebe von Julius Pintsch (Andreasstraße) sowie H. F. Eckert am Weidenweg. Bei der Bildung der Großgemeinde Berlin 1920 siedelten im territorial kleinsten Stadtbezirk Friedrichshain 326 067 Einwohner unter vielfach menschenunwürdigen Bedingungen.

Nicht nur die Vermieter hatten den steten Blick auf die Einkünfte ihrer Mieter – auch die Fabrikanten wollten ein Lohn-Maximum in ihre Kassen zurückführen. Die Verbraucher des Arbeiterbezirks sollten in der kargen Freizeit nur kurze Einkaufswege haben, um die Bedürfnisse zu befriedigen. Fast zeitgleich wurden deshalb zwei förmliche „Einkaufstempel“ erbaut.

In der Andreasstraße 46 zwischen Großer Frankfurter- und Blumenstraße entstand das Kaufhaus von Max Mannheim. Hier gab es ein üppiges Sortiment, das den täglichen Haushalt, modische Bedürfnisse sowie den Freizeitbedarf weitgehend abdeckte - sofern die materiellen Mittel reichten. Bereits ein Jahr später kaufte das Unternehmen Jandorf das Kaufhaus. Im Jahre 1926 gab es den dritten Wechsel – die Warenhauskette Hermann Tietz wurde Eigentümer. Das NS-Regime griff auf „jüdisches Eigentum“ zu und gliederte das Haus in die „Vereinigten Kaufstätten GmbH“ ein – fortan „Union-Warenhaus.“

Äußerlich noch imposanter als der Eckbau Andreasstraße/Große Frankfurter Straße wirkte auf Besucher das Hertie-Warenhaus Frankfurter Allee





5/7. Der Anfangsbau entstand 1905 – wieder durch Max Mannheim – mit Hausnummer 5. Im Jahre 1908 „schluckte“ es gleichfalls der Tietz-Konzern, der einen bereits vorgenommenen Erweiterungsbau noch fortsetzte – nun komplett als Nr. 5/7. Die damalige Standortbezeichnung ist heute nur noch mühsam zu orten.

Die damalige Memeler Straße (Marchlewskistraße) führte als Querstraße direkt auf die Frankfurter Allee – der Kaufhaus-Eckbau mit einer weithin sichtbaren Kuppel reichte dann in der Allee bis zum östlich dahinter liegenden Komthureiplatz; er ist heute nur noch ein namenloses kleines Rasendreieck zwischen Gubener und Hildegard-Jadamowitz-Straße (die erst nach dem 2. Weltkrieg entstand). Beide Häuser waren mit Werbewochen, Schlussverkäufen und Sonderangeboten um Kundschaft bemüht.

Auch Berlin-Besucher, die auf der östlichen Meile flanierten, sollten durch optische Aufsteller animiert werden. Mit Beginn des 2. Weltkrieges war das alles Geschichte – zunehmende Rationierung nahm beiden Kaufhäusern die ursprüngliche Funktion. Die gegen Kriegsende zunehmende Zahl amerikanischer und britischer Bombenangriffe

verschonte auch die Warenhäuser nicht – beide waren Ende 1944 nur noch ausgebrannte Ruinen.

Der im Osten Berlins im Rahmen des „Nationalen Aufbauwerkes“ begonnene Neuanfang setzte dann an den beiden ehemaligen Kaufhausstätten neue Zeichen. Der Bauabschnitt B-Süd füllte mit einem Wohnblock auch den Bereich bis zur Andreasstraße/Blumenstraße auf. Zwischen Memeler und Gubener Straße entstand bereits 1949 der erste von 2 fünfgeschossigen Laubenganghäusern, von denen der Block Karl-Marx-Allee 102/104 (Entwurf Ludmilla Herzenstein) den Platz des ehemaligen Kaufhauses Tietz einnimmt.

Die heutige Straße ist Unesco-Kulturerbe und steht so dankenswerterweise unter Denkmalschutz. Der Besucherandrang zu angebotenen Führungen ist stetig und erreicht vor allem im September – zum „Tag des offenen Denkmals“ – einen Höhepunkt. Routinierte Stadtführer müssen gerade hier, bei Rückblicken auf die wechselvolle Baugeschichte der östlichen Magistrale zur Zeit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, an die Fantasie der Zuhörer appellieren: „Bitte stellen Sie sich vor, hier stand einmal...“



DAS ROSE-THEATER

Im Sommer 1944 fiel der letzte Vorhang – dann wurde das Rose-Theater in der Großen Frankfurter Straße 132 kriegsbedingt geschlossen. Bei den erbitterten Häuserkämpfen im April des Folgejahres brannte auch dieses Gebäude nieder: ein Dreivierteljahrhundert wechselvoller Berliner Theatergeschichte war für immer beendet.

1877 wurde die Bühne als „Ostend-Theater“ (ab 1889 „Volkstheater“) inmitten von Feldern und Gärten an der östlichen Ausfallstraße eröffnet; nur zögerlich schoben sich vom Alexanderplatz erste Wohnbauten voran. Gespielt wurde was man für publikumswirksam hielt: Possen, Singspiele, Klassisches: „Maria Stuart“, „Faust“, „Die Räuber“.

Um stets Publikum im nunmehrigen „National-Theater“ zu haben, setzte Direktor Max Samst 1893 den Eintrittspreis auf 10 Pfennige fest – ein musenbesessener Sponsor, der Fabrikbesitzer und Flugpionier Otto Lilienthal, machte es zeitweise möglich. Häufige Namenswechsel signalisierten wechselnde Besitzer und Konzepte:

„Ostend-Theater“ (1897), „Carl-Weiß-Theater“ (1898), „Deutsche Volksbühne“ (1904), „Carl-Weiß-Theater“ (1905). 1906 schließlich erhielt Bernhard Rose vom Polizeipräsidenten die Lizenz,

„Trauerspiele, Volksstücke, Singspiele, Schwänke, Possen und Operetten“ aufführen zu können.

Der „Chef“ brachte mit dem neuen Bühnennamen zugleich eine ganze Theaterfamilie ins Schauspielgeschäft: die Söhne Hans, Willi und Paul sowie dessen Frau Traute Rose. Dramen waren das Idol des Prinzipals – 1912 allein wurde „Faust“ sechszigmal aufgeführt. Weitere Erfolge waren z. B. „Die Weber“, 1929 in Anwesenheit des Dichters Gerhart Hauptmann vom Publikum begeistert gefeiert.

„Der Biberpelz“, „Die Ratten“, „Don Carlos“, „Die Braut von Messina“ und „Was ihr wollt“. Gesunder Geschäftssinn bewog Bernhard Rose, auch Schwänke sowie Märchenstücke zu spielen, um so mit Überschüssen Defizite auszugleichen.

Zugleich warb man um Dauergäste bei den Gewerkschaften und Vereinen und zählte schließlich 30.000 Abonnenten. Im großen Garten gab es das Sommertheater: Kaffee und Kuchen waren dort im Angebot. Traute Rose, Star der Bühne, war eine Besessene, die ihren Arbeitstag einmal so beschrieb: „Manchmal war es eine ungeheure Anstrengung: nachmittags Kindermädchen, abends Operette und nachts ein Lustspiel. Am nächsten Morgen dann gleich wieder eine Goethe-





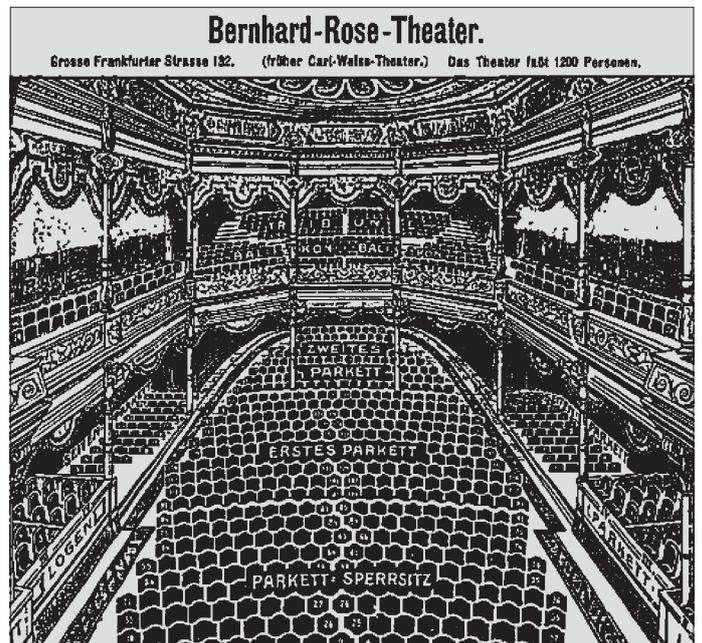
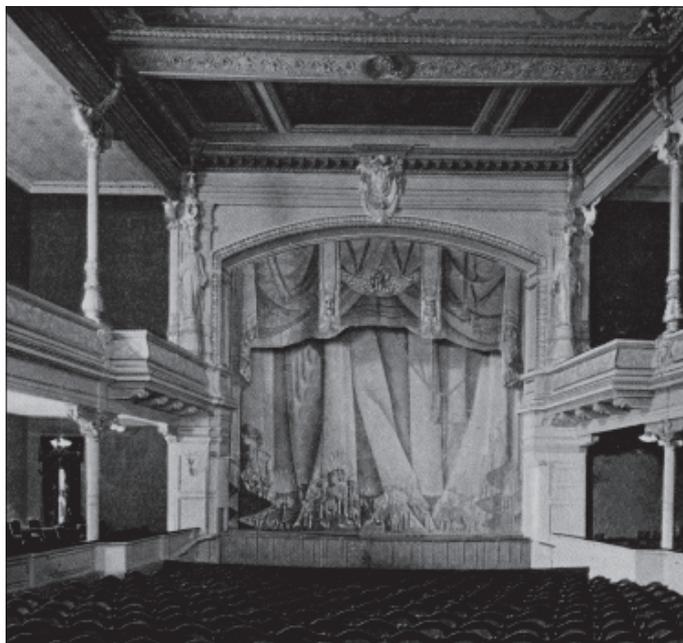
Matinee.“ Bernhard Roses Konzept behielt die Familie auch nach dessen Tod bei. Die anfangs vom Publikum des Berliner Westens spöttisch bis geringschätzig als „Schmalzstulentheater“ ignorierte Bühne übte in den zwanziger Jahren für Schauspieler wie Besucher geradezu magnetische Anziehung aus.

Mit dem Machtantritt Hitlers übte das Goebbels-Ministerium permanenten Druck auch auf das Rose-Theater aus. Gefordert wurde eine „arisch“ reine Bühne: das betraf sowohl Autoren wie auch Schauspieler. Im August 1944 verbot der Minister schließlich alle öffentlichen Veranstaltungen „nicht kriegsgemäßen Charakters“. Der erste von den sowjetischen Behörden eingesetzte Magistrat unter Oberbürgermeister Arthur Werner erwog auch einen Wiederaufbau dieses traditionsreichen Theaters, sah jedoch angesichts der katastrophalen Wohnungsnot davon ab.

Heute erinnert eine Gedenktafel an der Karl-Marx-Allee 78: „An diesem Ort befand sich von 1906 bis 1945 das von Bernhard Rose (1865-1927) gegründete Rose-Theater.“

Als Volkstheater mit breitgefächertem Programm erlangte die Bühne große Bedeutung für die

Kulturlandschaft des Berliner Ostens. Die Söhne Paul, Hans und Willi führten das Haus bis zu seiner Schließung im Jahre 1944. Auf dem St. Georgen-Friedhof Landsberger Allee wurde der Theatergründer 1927 unter großer Anteilnahme der Bevölkerung in einem Ehrengrab beigesetzt.



MOABIT: BIRKENSTRASSE 57

Der Kleine Tiergarten ist ein Grünflecken zwischen Alt-Moabit und Turmstraße. Hans Fallada nannte ihn im Roman „Kleiner Mann, was nun?“ – vergleichend „mit seinem großen Bruder jenseits der Spree“ – „notdürftigen Grünstreifen ... Massen von Menschen sind da, grau in der Kleidung, fahl in den Gesichtern, Arbeitslose, die warten, sie wissen selbst nicht mehr auf was“.

In diesem Umfeld, in der Birkenstraße 57, wohnten die Wäscherin Marie Sass und ihr Ehemann Andreas. Im Seitenflügel, vier Treppen, in Stube und Küche sowie der Außentoilette, hatte sich die Familie mit fünf Söhnen einzurichten.

Zwei von ihnen, Franz (*1904) und Erich (*1906), sollten mit ihren späteren Taten ein Stück Kriminalgeschichte gestalten.

Das Jugendamt beschrieb Anfang der 20er Jahre nach erster kleinkrimineller Aktivität der Gebrüder, die familiäre Misere einprägsam: „Die Burschen stammen aus ungünstigen häuslichen Verhältnissen ... Die ständige Abwesenheit der Mutter, die außerhalb des Hauses schwer arbeiten musste, beeinflusste die Erziehung ungünstig ... Die Mutter, trotz des besten Willens, war der Erziehung der schwierigen Burschen allein nicht gewachsen.“

Die beiden Brüder standen mehrmals vor Jugendgerichten und pendelten zwischen knappen Freizeiten, Fürsorgeerziehung und Gefängnis. Erich nahm sogar eine Schlosserlehre auf, deren praktische Erfahrungen trotz fehlenden Abschlusses bald von sich reden machen sollten. Franz und Erich verlegten sich auf Kasseneinbrüche in den Nachtstunden und verwendeten erstmals Schweißbrenner zur Öffnung von Safes. Die Kriminalpolizei hatte das Duo im Verdacht, observierte, doch dutzende Fälle ähnlicher „Handschrift“ blieben unaufgeklärt.

In der Nacht zum 27. Januar 1929 gelang der größte Coup. Am Wittenbergplatz stellten die Gebrüder ein Kanalarbeiterzelt auf, gruben einen Tunnel und brachen vom Nebenhaus in den Kammerraum der „Disconto-Gesellschaft“ Kleiststraße 23 ein. Das Tresorschloss zur „Silberkammer“ zerstörten sie von innen; erst 24 Stunden nach der Tat lag für die Bankleute der offizielle Eingang wieder frei. Man fand 179 geleerte Schließfächer und drei auf den Erfolg hin noch vor Ort getrunkene Flaschen – einmal Cognac, zweimal Wein. Die Beute – Schmucksachen und Geld – wurde auf 2,5 Millionen Mark geschätzt – und nie gefunden. Zwar saßen die Brüder seit Anfang Februar in Untersuchungshaft, doch der Verdacht erhärtete sich nie zum Beweis.

Noch heute, über 70 Jahre nach den spektakulären und technisch neuartigen Bankeinbrüchen von Franz und Erich Sass wird ein unbekannt hoher Teil der von ihnen aus Tresoren und Schließfächern geraubten Juwelen, Schmuck- und anderen Wertsachen in vergessenen Verstecken vermutet. Natürlich sind "zweckdienliche Hinweise" an die Berliner Kriminalpolizei zu geben, bei der nach Anlaufen des neuen

"Sass"-Films bereits wieder zahlreiche "heiße Spuren" gemeldet worden sind. Das Heimatmuseum Tiergarten dagegen zeigt, wie es wirklich war, besonders in Moabit.

Zur Ausstellungseröffnung am Sonnabend, 17. November 2001, 16.00 Uhr, lade ich Sie hiermit herzlich ein.

Horst Porath
Stadtrat für Bildung Kultur Wohnen

Gesucht wird: Die Beute der Gebrüder Sass

Die Meisterdiebe aus Moabit -
eine Ausstellung im Heimatmuseum Tiergarten



Im April mangels Beweisen entlassen, luden Franz und Erich zu einer Pressekonferenz am Gendarmenmarkt und feierten anschließend mit Freunden rauschend ihren Triumph.

Bedürftige Nachbarn aus der Birkenstraße berichteten flüsternd von Geldscheinen, die sie in ihren Briefkästen fanden – die Sass-Legende von den „tollen Berliner Jungs“ und „Schnippchenschlägern“ gegenüber der „Polente“ nahm ihren Lauf. Franz und Erich bereisten anschließend „auf großem Fuß“ Europa, logierten in Luxushotels und fuhren auf Luxusdampfern. Postalisch grüßten sie die Mutter aus zahlreichen Ländern.

Politisches Gespür signalisierte ihnen mit der Machtübernahme durch Hitler die NSDAP-Gefahr; noch vor Verabschiedung des Gesetzes gegen

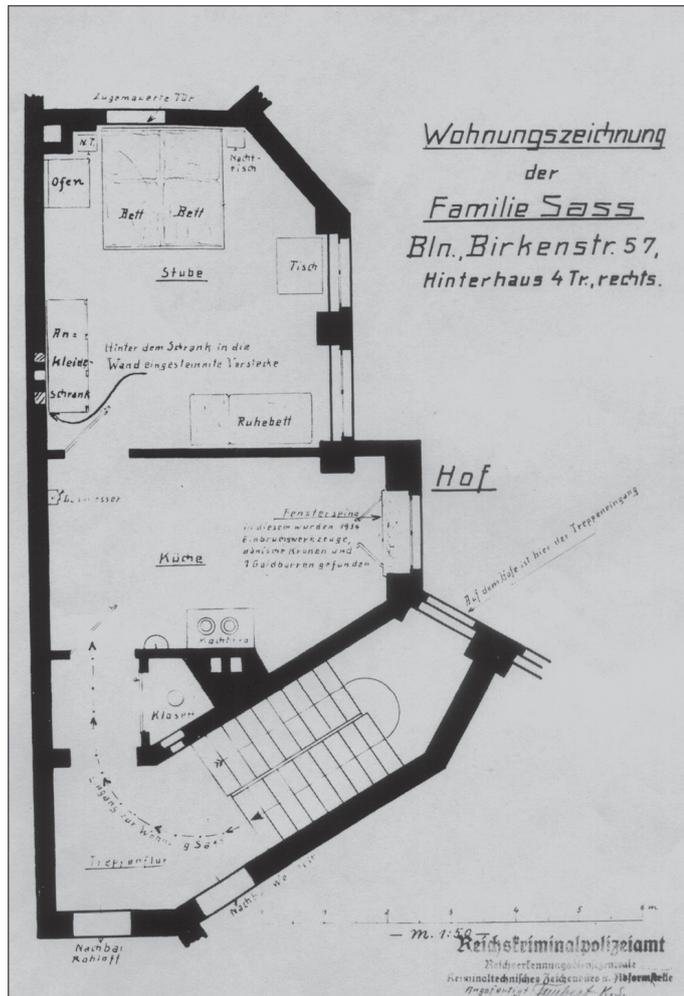
das Berufsverbrechertum setzten sie sich nach Dänemark ab. Ihre Methode der „Geldbeschaffung“ behielten sie bei, doch die Berliner Erfolgsserie endete in Kopenhagen. 1934 überführte sie die dänische Kriminalpolizei mehrerer Einbrüche und schickte die Brüder für vier Jahre hinter Gitter. 1938 wurden sie zwar entlassen, aber an der Grenze der deutschen Polizei übergeben. Sie kehrten erneut – aber diesmal zwangsweise – in das heimatliche Moabit zurück: ins Zellengefängnis Lehrter Straße. Erneut wurden die früheren Vorwürfe untersucht. Franz bestritt wiederum alle Tatvorwürfe, Erich war geständig.

Das Urteil lautete am 27. Januar 1940: 11 bzw. 13 Jahre Zuchthaus. Unheildrohend verkündete die Urteilsbegründung, eine „Besserung dieser Angeklagten“ sei auch „durch den schärfsten Strafvollzug nicht zu erwarten.“

Die Strafverbüßung in Einzelhaft dauerte ganze zwei Monate; am 27. März teilte die Gefängnisleitung Moabit dem Generalstaatsanwalt die angeforderte Auslieferung an die Gestapo mit.

Am Folgetag meldeten alle reichsweiten Zeitungen: „Der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei teilt mit: Am 27. März 1940 wurden bei Widerstand die Berufsverbrecher Franz und Erich Sass erschossen.“ Die Exekution im Konzentrationslager Sachsenhausen überwachte Rudolf Höss, der spätere KZ-Kommandant von Auschwitz, zu jener Zeit Adjutant des Lagerführers.

Das Haus Birkenstraße 57 gibt es bis heute – die Familie Sass im Hinterhaus, vier Treppen rechts, jedoch nicht mehr. Anwohner berichten, dass manchmal Blumen von unbekannter Hand am Haus abgelegt werden – die Legende von den Gebrüdern Sass, den „tollen Jungs“, ist Berlin-Geschichte geworden.



DER KÜSTRINER PLATZ

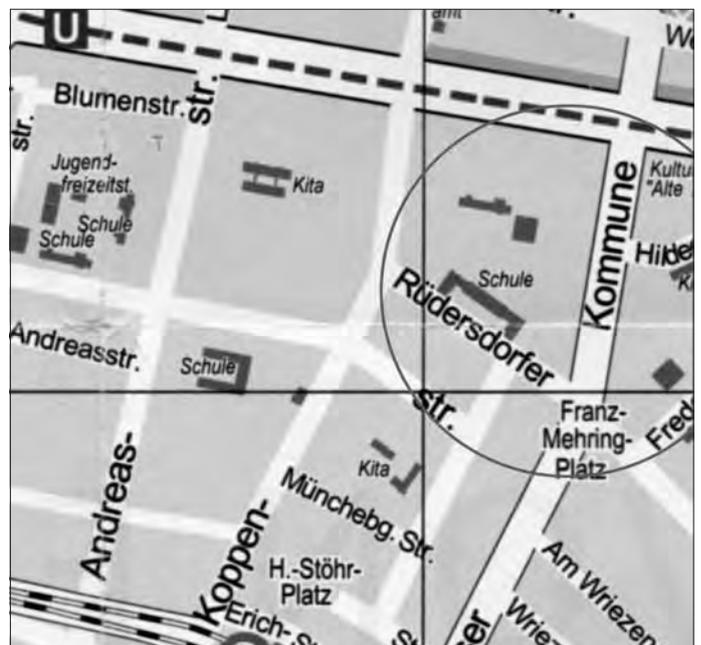
Am 23. Oktober 1842 hatte der Berliner Osten eine Premiere: Am damaligen Küstriner Platz wurde der Ostbahnhof als Endstück der Frankfurter Bahn (später: Niederschlesisch, Märkischen Eisenbahn) in Betrieb genommen. In die Züge drängten sich Arbeitssuchende aus den östlichen Regionen, die, in der aufstrebenden Industriestadt Berlin auf Arbeit hofften. Bald gab es nahegelegene Bahnhofsergänzungen: der Wriezener sowie der Schlesische Bahnhof entstanden; letzterer nahm 1882 den Verkehr in die Innenstadt sowie in die damals noch angrenzenden Städte – beispielsweise Charlottenburg – auf.

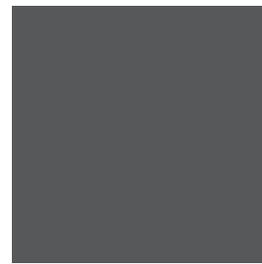
Ende des 19. Jahrhunderts endete der Fahrbetrieb am Küstriner Bahnhof; der Komplex wurde danach für Lager- und Wohnzwecke genutzt; doch große Teile der Halle standen leer. Der Zustrom der Arbeitssuchenden aber wuchs von Jahr zu Jahr und so entstanden beiderseits der zu den Bahnhöfen führenden Fruchtstraße Mietkasernenviertel schaurigster Art; „Schlafburschen“ – sie wechselten ihre Betten mit Ablösern im Schichttakt – waren die Regel. Die zumeist von den Hauptstraßen durchgehenden parallelen Hinterhöfe hatten nur eine behördliche Begrenzung einzuhalten: Feuerwehren mussten dort ihre Leitern ausfahren und drehen können! Heinrich Zille hat hier am And-

reasplatz Jugendjahre verbracht, sah Läuse von der Decke fallen; die Erinnerungen prägten fortan lebenslang sein zeichnerisches Können im Sinne des „kleinen Mannes“.

Die weitgehend ungenutzte Bahnhofshalle an Küstriner Platz wurde 1929 zu Teilen vom Scala-Konzern erworben und zum neuen Unterhaltungskomplex „Plaza“ umgebaut. Der Name wurde bald ein massenhafter Publikumsbegriff: mit insgesamt 3000 Plätzen entstand hier das bislang größte Varieté Europas. Die Betreiber-Devise: „Größtes Programm bei kleinsten Preisen!“ zog anfangs Massen an, doch die Weltwirtschaftskrise seit Ende der zwanziger Jahre brachte bald häufigen Betreiberwechsel. Ab 1938 übernahm die nazistische „Deutsche Arbeitsfront“ mit ihrem Konzept „Kraft durch Freude“ das Haus und betrieb es im Sinne von Siegesfreude für das „Dritte Reich“. Der Betrieb endete kriegsbedingt Ende 1944.

Der Endkampf um Berlin gestaltete sich entlang der sowjetischen Vormarschtrasse von der Oder über die Zufahrtstraße Frankfurter Allee Ende April 1945 besonders blutig: Friedrichshain wurde zu einem Hauptkampfzentrum beim Vorstoß in die Innenstadt. Als die Rotationspressen schon schwiegen, ließ „Reichsverteidigungskommissar“





Goebbels – vom 23. bis 29. April 1945 – noch den vierseitigen „Panzerbär“ drucken, der am 27. April u. a. meldete: „Ein Stoßtrupp des SS-Sturmabteiles Muchalla nahm das Gebäude der Berliner Plaza am Küstriner Platz im Sturm. Die Sowjets hatten in dem Häuserblock in allen Stockwerken Scharfschützen postiert, die die Zufahrtstraßen kontrollierten. Dem Stoßtrupp gelang es jedoch, unbemerkt bis unmittelbar an das Gebäude heranzukommen. Aus den Fenstern hängen die blauen Vorhänge, Berge von bunten Plakaten aus der Zeit, als allabendlich mehrere tausend schaffende Volksgenossen des Berliner Ostens die Gänge und das Parkett des Hauses füllten, um hier Freude und Entspannung nach hartem Tagewerk zu suchen.

Die Männer des Stoßtrupps müssen jeden einzelnen Raum kontrollieren, einzelne sowjetische Scharfschützen haben sich im dritten Rang verbarrikadiert. Die SS-Männer machen ganze Arbeit, so lange, bis die sowjetische Artillerie sie zwingt, sich wieder abzusetzen. Die Plaza brennt, die Flammen fressen sich wie eine Lawine durch die Innenräume. Aber die sowjetischen Scharfschützen sind bis zum letzten Mann niedergemacht.“ Der mörderische Endkampf ließ nur noch eine Ruine zurück, deren Abriss 1952 begann. Zeitgleich wurde auch die Nebenstraßen weitgehend abgebaut: die Zeit

der Hinterhöfe und „Schlafburschen“ war endgültig vorbei. Ein neuer Bebauungsplan begründete den Küstriner Platz und ließ – parallel zur Fruchtstraße – zehngeschossige Bauten, durchsetzt mit Hochhäusern bis zum (Hauptbahnhof) Ostbahnhof entstehen. „Plaza“ Fundamente wurden zu Beginn der siebziger Jahre noch beim Kellerausbau des damaligen Gebäude des Verlages „Neues Deutschland“ mit einbezogen.

Seit Beginn des neuen Jahrhunderts erfolgten großzügige Umbauten des einstigen Alleinnutzers „Neues Deutschland“, die heute zahlreichen Veranstaltern Unterkunft und Räumlichkeiten für ihre Programmgestaltung bieten. Die Nebenstraßen – die Müncheberger Straße ist ein besonders markantes Beispiel – existiert gebäudelos als bloßer Straßenname.

1971 erfolgte aus Anlass des Jahrestages der Pariser Kommune 1871 die Umbenennung der Fruchtstraße: „Straße der Pariser Kommune“. Im März 1972 verschwand auch der „Küstriner Platz“. Seitdem erinnert hier der Name „Franz-Mehring-Platz“ an den bekannten SPD-Politiker und Autor; eine Büste verweist die Spaziergänger auf markante Daten des Namensgebers.



DIE ST. ANDREAS-KIRCHE

Am 14. Februar 1855 veröffentlichte die „Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“ folgende Bekanntmachung: „Des Königs Majestät haben Allerhöchstdigist zu bestimmen geruht, dass die neue Pfarrkirche auf dem Stralauer Platz hieselbst den Namen: St. Andreas-Kirche und die im Bau begriffene neue Pfarrkirche am Königsthore hieselbst den Namen St. Bartholomäus-Kirche erhalte. Dies wird hiermit zur Kenntnis gebracht. Berlin, den 8. Februar 1855. Königl. Consistorium der Provinz Brandenburg.“

Nicht nur das Auge der Majestät, Preußens König Friedrich Wilhelm IV., hatte im dekretierenden Sinne auf der damaligen Stralauer Vorstadt geruht. Der Herrscher selbst hatte sich am 19. Juli 1854 zum Stralauer Platz kutschieren lassen und dort persönlich den Grundstein für den künftigen Kirchenbau gelegt. Den Gründungsspruch entlieh der König dem Psalm 127.1: „Wenn der HERR nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wenn der HERR nicht die Stadt behütet, so wacht der Wächter umsonst.“ Dieses Interesse Friedrich Wilhelms IV. an einer ärmlichen vorproletarischen Randsiedlung der preußischen Metropole scheint erstaunlich, galt doch der Throninhaber keinesfalls als Freund des einfachen Volkes, dachte man insbesondere an die Märzereignisse des Jahres 1848.

Damals brodelte die Volkstimmung in zahlreichen deutschen Ländern, ausgelöst durch die Februarrevolution in Frankreich; man verlangte Reformen, in Berlin hatte am 6. März eine Volksversammlung in den Zelten im Tiergarten eine „Adresse an den König“ verfasst. Generelle Freiheit für Reden und die Presse waren darin gefordert sowie die allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, eine allgemeine deutsche Volksvertretung sowie die sofortige Einberufung des Vereinigten Landtages – doch die Majestät nahm die Petition nicht einmal zur Kenntnis; spontane Versammlungen an mehreren Punkten Berlins wurden von den Gardes auseinandergetrieben.

Am Abend des 17. März wurden einige erlassene Reformen verkündet; eine entsprechende Prokla-

mation des Königs war am Folgetag angesagt. Während sie verlesen wurde, rückte Militär an, es fielen Schüsse – die Revolution war ausgelöst. Am 19. März war das Militär zum Rückzug gezwungen und der König entdeckte plötzlich sein Herz in einer neuen Proklamation „An meine lieben Berliner“. Die Menge präsentierte ihm vor dem Schloss zahlreiche Opfer – die Majestät musste vor ihnen sein Haupt entblößen, ein einmaliger Vorgang in der Geschichte der Hohenzollern.

Am 22. März wurden auf einem neu angelegten Gelände des sog. Lindenbergs 254 gefallene Berliner bestattet; die Zahl erhöhte sich noch um die in den folgenden Wochen erliegenden Verletzten. Fortan wurde der „Friedhof der Märzgefallenen“ am südlichen Aufgang zum Friedrichshain eine vom Berliner Proletariat verinnerlichte Gedenkstätte, die alljährlich zum massenhaft besuchten Gedenkort wurde.

Absperrungsmaßnahmen und Umbettungsangebote zeigten kaum Wirkung im Sinne des Vergessens. Der königliche Hof befand sich in einem dauernden internen Interessenstreit: man hasste den aufrührerischen Geist des „vierten Standes“ und brauchte seine Träger doch zugleich als Arbeitskraft in der aufstrebenden Metropole.





Im Bereich der Stralauer Vorstadt gab es 1844 allein 47 Kattundruckereien, 1847 nahmen zwei Gasanstalten den Betrieb auf; die eine am Standort Stralauer Tor. 1847 wurde der Grundstein zum Wasserwerk vor dem Stralauer Tor gelegt. 1841 begann der Bau des Frankfurter Bahnhofs (heute Ostbahnhof), bald ergänzt durch den angrenzenden Ostbahnhof am Küstriner Platz (bereits 1864 stillgelegt) sowie den Wriezener Bahnhof.

Diese vielschichtige Problematik erklärt, warum Friedrich Wilhelm IV. sich zu einem so bemerkenswerten Schritt wie der erwähnten Grundsteinlegung von St. Andreas bereitfand. In seiner Regierungszeit hatte die Bevölkerung Berlins sich nahezu verdoppelt – von 195.590 (1816) auf 396.535 im Jahre 1846. Nur vier Monate nach Baubeginn wurde beim Kirchenbau das Richtfest gefeiert. Fertiggestellt und eingeweiht wurde das schlichte, hochturmige Wahrzeichen der Stralauer Vorstadt schließlich am 12. Oktober 1856. Sehr rasch wurden die anfangs leeren Flächen zwischen Spree und Frankfurter Chaussee von Miethäusern mit zumeist mehreren engen Hinterhöfen bebaut.

Die Verbindung von der Schillingbrücke zu dieser Ausfallstraße nach Osten erhielt den Namen „Andreasstraße“ und das Areal zu beiden Seiten wurde

von den Bewohnern als „Andreasviertel“ angenommen. Die geheimen Wünsche der Majestäten – ein friedames, dem Herrscherhaus ergebenes Volk – gingen indessen nicht auf.

Die Wahlen nach der Reichseinigung von 1871 ordneten die Region um die St. Andreas-Kirche dem Reichstags-Wahlkreis IV zu – und der gehörte fortan der Partei August Bebel's. Friedrich Engels wählte bei seinem letzten Berlin-Aufenthalt am 22. September 1893 die in der Andreasstraße 64 gelegenen „Concordia-Festsäle“, um Dank für die Treue des Berliner Proletariats während der 12 Jahre des Sozialistengesetzes zu sagen.

Die St. Andreas-Gemeinde behielt über die Zeiten hinweg zahlreiche Mitglieder, hielt doch die Zuwanderung aus den östlichen Landesteilen über den Schlesischen Bahnhof, wie der einstige Ostbahnhof bald hieß, über Jahrzehnte an. Der Zweite Weltkrieg traf den Stadtbezirk schwer; ein Luftbombardement zerstörte am 8. Mai 1944 die St. Andreas-Kirche irreparabel.

Am 12. Januar 1949 wurden die Ruinen gesprengt und die Trümmer abgetragen. Das gleichfalls schwer beschädigte Gemeindehaus am nahe gelegenen Ufer der Spree nahm seit der Instandsetzung 1954/55 die Gemeinde auf und bietet ihr auch in der Gegenwart im Kirchsaal die Möglichkeit zur gemeinsamen Andacht.



DREI BÜHNEN IM ROTEN OSTEN

Es leben kaum noch Zeitzeugen um Auskunft zu geben, dass man im proletarischen „roten Osten“ trotz harter Arbeit und kärglichen Einkommens durchaus Freude an kulturellen Erlebnissen hatte. Ein Treffpunkt war bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Wallner-Theater. Entstanden war es aus einer Hinterhaus-Gaststätte – der „Grünen Neune“ – der Blumenstraße 9.

Als Direktor wirkte seit 1855 der Wiener Komiker Franz Wallner, der ein entsprechendes briefliches Angebot aus Berlin annahm. Sein erster Besuch war ein Schock. „Wallner... brach freudig alle Brücken ab und eilte an die Spree. Fassungslos stand er in der Blumenstraße und konnte nur echt berlinerisch ausrufen: „Ach, du grüne Neune!“ Doch mit dem Mut der Verzweiflung stellte er sich der neuen Aufgabe... und bewältigte die Herausforderung. „In Berlin wie es weint und lacht“ erfährt der Leser: „Am ersten Abend hatte er siebzehn Taler Einnahme, am zweiten bloß noch sechzehn. Dann aber ging's los, und das kam so: „Die neuen Pariser Sittenstücke – wie etwa die „Kameliendame“ von Dumas – die zeigte noch kein Berliner Theater.

Hier sah Wallner seine Rettung. Man warnte ihn, dieses Genre einzuführen. Bei der Sittenstrenge der Berliner Bürgerschaft könne es einen Skandal geben. Wallner kannte seine Pappenheimer; er wagte und gewann. „Pariser Sitten“ konnte über fünfzigmal bei ausverkauftem Hause gegeben werden, „Die Kameliendame“ über siebzigmal. Jetzt konnte Wallner darangehen, seine Position zu festigen. Dazu gehörte, dass er sich ein Sommertheater erbauen ließ; denn im Sommer hatten die Berliner keine Lust, in stickigen Sälen zu sitzen.

Ende November 1864 schloss Wallner das Theater und tauschte das Grundstück gegen ein anderes in der Nähe ein. Hier ließ er durch den Architekten Eduard Titz ein neues großes Theater mit zwei Rängen erbauen. Der Abzweig der Blumenstraße bekam am 22. Februar 1865 sogar amtliche Weihen: „Wallner-Theater-Straße.“ Vier Jahre später schied der Gründer aus gesundheitlichen Gründen aus. Die Bühne hatte nun vielfach und rasch wechselnde Betreiber.

In der Weimarer Republik zog es Veranstalter zeitbezogener Bühnenstücke auch in das Wallner-Theater. Erwin Piscator inszenierte hier u. a. „Des Kaisers Kulis“ (Theodor Plivier), „Tai Yang erwacht“ (Friedrich Wolf) und „§ 218 – Frauen in Not“ (Carl Crede). Auch die aufkommende Nazibewegung versuchte kulturell den traditionell „roten Osten“ aufzusprengen. Man gründete eine „Nationalsozialistische Volksbühne“ und mietete sich auch für einige Monate im Wallner-Theater ein, doch bereits am 5. November musste die „Deutsche Zeitung“ melden: „Die Nationalsozialistische Volksbühne teilt mit: Die nächsten Aufführungen finden nicht im Wallner-Theater, sondern im Theater in der Klosterstraße statt“ – die NS-Gruppierung sei „vom Piscator-Kollektiv verdrängt“ worden.

Nach der „Machtergreifung“ standen der Hitlerbewegung alle großen Bühnen offen. Das Wallner-Theater wurde geschlossen. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges war das Bauwerk durch Kampfhandlungen schwer zerstört. Die Wallner-Theater-Straße wurde 1953 in Wallnerstraße umbenannt; sie zweigte von der Blumenstraße ab. Mit der Neubebauung der Holzmarktstraße wurden auch die letzten Reste der Theaterruinen beseitigt und der Straßename verschwand 1970 aus dem Register.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts etablierte sich ganz in der Nähe – Große Frankfurter Straße 132 (heute Karl-Marx-Allee 78) – eine Bühne, die Massenzulauf proletarischer Kreise erhielt – das Rose-Theater. Dem Schauspieler Bernhard Rose wurde 1906 die Lizenz zum Spielbetrieb im ehemaligen Ostend-Theater erteilt. Er konnte sich auf die tätige Mitwirkung seiner Söhne Paul, Willi und Hans stützen; Pauls Frau Traute Rose wurde als gefeierte Schauspielerin zum dauerhaften Publikumsmagneten. Durch Vergabe von Abonnements – es gab schließlich 30.000 Dauerbezieher – war die Existenz der Bühne abgesichert. Man bediente alle Genres. Die Mischung von leichter mit anspruchsvoller „Kost“ kam an: Lessing, Schiller, Ibsen und vor allem Gerhart Hauptmann mit „Die Weber“ – 1929 in Anwesenheit des stürmisch gefeierten Dichters – waren Kassenschlager. Im



selben Jahr gedachte das Rose-Theater als einzige Berliner Bühne des 150. Geburtstages Heinrich von Kleists.

Im Krieg wurde das Theater über Jahre von Fliegerbomben schwer getroffen – total in Trümmer sank es Ende April 1945, als SS-Einheiten den Vormarsch der Roten Armee in der Großen Frankfurter noch aufzuhalten versuchten. Der erste Nachkriegs-Magistrat unter Oberbürgermeister Arthur Werner erwog einen Neuaufbau, nahm jedoch angesichts der katastrophalen Wohnraumnot davon zunächst Abstand. Die zahlreichen Besucher des UNESCO-Kulturerbes Karl-Marx-Allee finden heute an der ehemaligen Wirkungsstätte der Roses eine Gedenktafel: „Hier befand sich von 1906 bis 1945 das von Bernhard Rose (1865-1927) gegründete Rose-Theater. Als Volkstheater mit breit gefächertem Programm erlangte die Bühne große Bedeutung für die Kulturlandschaft des Berliner Ostens. Die Söhne Paul, Hans und Willi führten das Haus bis zu seiner Schließung im Jahre 1944.“

In der Endphase der Weimarer Republik entstand am damaligen Küstriner Platz (Franz-Mehring-Platz) ein weiterer Publikumsmagnet – die „Plaza“. Das am 1. Februar 1929 eröffnete Varieté besaß bereits seit Jahren ein Pendant in Gestalt der „Skala“ im Westen Berlins. Dessen Betreiber, ein britischer Bankier und Unterhaltungsmanager, bot nun auch dem ärmeren Teil der Stadt Volksbelustigung zu günstigen Eintrittspreisen. Die „Plaza“ zog in den zum Theatersaal umgebauten Ostbahnhof ein, der 1867 als Endstation der Strecke Königsberg (Ostpreußen)-Küstrin-Berlin eröffnet worden war. In unmittelbarer Nähe gab es bereits seit 1842 den Frankfurter Bahnhof (Schlesischer Bahnhof/Ostbahnhof), der 1882 durch Anschluss an die Stadtbahn den weiteren Betrieb eines Zweit-Bahnhofs überflüssig machte. Das im selben Jahr stillgelegte Gebäude wurde von der Bahn jahrzehntelang als Lagerhalle genutzt und schließlich 1928 an den neuen Nutzer verkauft. Ein aufwendiger Umbau bot nun etwa 3000 Besuchern Platz. Die „Plaza“ wurde damit auch ein gesuchter Platz für Großveranstaltungen; am 1. März 1929 feierte beispielsweise die KPD hier den 10. Jahrestag der

III. Kommunistischen Internationale (Komintern). Nach 1933 übernahm die „Deutsche Arbeitsfront“ den Spielbetrieb bis 1944 - die Bevölkerung sollte angesichts des Weltkrieges bei Laune gehalten werden. Bei Kriegsende war der Küstriner Platz erbittert umkämpft. Das von Goebbels herausgegebene vierseitige Kampfblatt „Der Panzerbär“ – es erschien vom 22. bis 29. April – meldete am 27. April unter „Der Sturm um die Plaza“: „Ein Stoßtrupp des SS-Sturmataillons Muchalla nahm das Gebäude der Berliner Plaza im Sturm... Die Männer des Stoßtrupps müssen jeden einzelnen Raum kontrollieren, einzelne sowjetische Scharfschützen haben sich im dritten Rang verbarrikadiert. Die SS-Männer machen ganze Arbeit ... Die Plaza brennt, die Flammen fressen sich in einer Lawine durch die Innenräume.“

Aber die sowjetischen Scharfschützen sind bis zum letzten Mann niedergemacht.“ – Als die faschistische Führung am 2. Mai kapitulierte, gehörte zur stadtweiten Trümmerwüste auch die „Plaza“ am Küstriner Platz. Das Gebäude wurde abgetragen. Am 6. Januar 1969 begann die Neubebauung; 1972 zogen Verlag und Druckerei des „Neuen Deutschland“ in das Gebäude.

Es ist heute wieder ein gesuchter Veranstaltungsort diverser politischer und gesellschaftlicher Einrichtungen, so der Rosa-Luxemburg-Stiftung und des Dietz Verlages.

Am 3. März 1972 schließlich erhielt auch das Gelände den heutigen Namen: Franz-Mehring-Platz. Eine 1978 aufgestellte Büste erinnert Besucher an den bedeutenden marxistischen Historiker und Publizisten, der Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts als Chefredakteur der „Leipziger Volkszeitung“ auch heutigen Publizisten als Vorbild dienen kann.

DIE BROMMY-BRÜCKE

Venedig gilt weltweit anerkannt als Brückenstadt. Berlin hätte diesen Namen durchaus auch verdient, spannten sich doch Ende der zwanziger Jahre 226 Brücken und Brückchen über die Spree und ihre Nebengewässer. Als der Faschismus mit der bedingungslosen Kapitulation sein Ende fand, waren mehr als die Hälfte – 128 Brücken – zerstört. Dazu gehörte auch die Brommy-Brücke, eine Spreeüberquerung zwischen Stralauer Vorstadt und Luisenstadt. Sie verband Friedrichshain und Kreuzberg – die Mühlenstraße hier mit der Köpenicker Straße am anderen Ufer – und war eingeraht von der Oberbaumbrücke zur Linken und der Schillingbrücke rechter Hand.

Den Brückenschlag – noch ohne die Namensnennung – gab es bereits seit 1851, um die Schienenverbindung zwischen dem Anhalter Bahnhof und dem Frankfurter Bahnhof (später Schlesischer/Hauptbahnhof/Ostbahnhof) zu sichern. Mit der Schaffung der Ringbahn verlor der Strang seine Bedeutung: Er diente künftig nur noch als Werkverkehr zwischen den Gasanstalten der Gitschiner Straße/Kreuzberg und dem Schlesischen Bahnhof. Den Fußgängern stand ein Steg zur Überquerung zur Verfügung – mit gelegentlichen Wartezeiten. Der Mittelteil der Brücke war nämlich drehbar, um den ungehinderten Schiffsverkehr zu

gewährleisten. Wer also von Friedrichshain aus zu Fuß Kreuzberg erreichen wollte, wanderte durch die damalige Fruchtstraße (seit 1971 Straße der Pariser Kommune), überquerte die Mühlenstraße und begab sich übers Wasser.

Ab 1907 begann mit dem Abbruch der Schienenverbindung der Neubau einer Straßenbrücke. Erstmals wurde nun Beton, der damals modernste Baustoff, in großem Umfang verwendet. Das verlangte für die Errichtung der Brückenpfeiler eine völlig neue Technologie – die Trockenlegung inmitten des Flusses. Das alles geschah über zwei Jahre lang bei Aufrechterhaltung des Schiffsverkehrs – eine weltweit registrierte technische Meisterleistung.

1909 wurde die neue Verbindung mit großem Pomp eingeweiht. Drei Brückenbögen wölbten sich nun über den Fluss; ein drehbarer Mittelteil sicherte den nautischen Betrieb. Die Fahrbahn war flankiert von Fußwegen, die von Anbeginn zu einer touristischen Sehenswürdigkeit wurden. Der Eisenbeton präsentierte sich nicht nur steinverkleidet, sondern war auch architektonisch eindrucksvoll gestaltet. Der mittlere Brückenteil besaß vier „Torhäuser“ und symbolisierte den Übergang zum jeweils anderen Stadtbezirk. Muschelkalkstein diente als Wand-





verkleidung und märchenhafte Figurengruppen zierten die Eckpfeiler – ein Anziehungspunkt insbesondere für die jüngere Generation. Dafür stand vor allem der Ruf des Kunststeinmetzen Ignatius Teschner, der sich selbst auch mit den Sagengestalten am „Märchenbrunnen“ im Friedrichshain ein immerwährendes Denkmal im Herzen Berlins geschaffen hat.

Der Brücken-Namensgeber Karl Rudolf Brommy, von 1849 bis 1853 „Admiral der 2. deutschen Reichsflotte“, war bereits 1860 verstorben; den Abschied erhielt er mit der Auflösung der Marinebehörde 1853, einer Institution der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt/Main. Mit der Namensgebung wollte das nunmehrige Kaiserreich sein Zeichen setzen, war doch Wilhelm II. bemüht, der britischen Weltgeltung zur See ein deutsches Flotten-Gegenstück zu präsentieren.

Die Bombenangriffe der Briten und Amerikaner auf Berlin trafen mehrmals auch die Brommybrücke und zerstörten sie teilweise; für Passanten blieb sie bis zum „Endkampf“ um die Reichshauptstadt passierbar. In den letzten Apriltagen setzten Sprengkommandos der Wehrmacht auf Befehl des „Reichsverteidigungskommissars“ Joseph Goebbels auch hier das Zerstörungsgebot total um.

Fortan ragten nur noch Stümpfe aus der Spree. Das befreite Berlin setzte teilzerstörte Brücken instand; für den Neuaufbau fehlten alle Mittel. Ab Juni 1948 wurde Berlin zusätzlich durch den einseitigen Währungsschnitt für die drei Westzonen geteilt: Die Sowjetunion verfügte für alle vier Sektoren die Einführung der Ostmark, während die Westmächte für ihre Bereiche die Westmark einführten: Berlin geriet zum Zentrum eines jahrzehntelangen Kalten Krieges. Da zudem Friedrichshain zum sowjetischen Sektor gehörte, während Kreuzberg nun dem amerikanischen Kommandanten unterstand, war ein Brückenschlag im Wortsinn kein Thema: Die Spree war zur Frontlinie geworden. Nach der Beendigung der deutschen Teilung und dem sprunghaft wachsenden Verkehrsaufkommen wurden Berlins Brücken zu Nadelöhren – und über die Wiederherstellung auch der Brommybrücke wurde von Seiten der Stadtverwaltung laut nachgedacht. Strittig war die künftige Gestaltung: Rekonstruktion im Sinne der Vorgängerin oder moderner Neubau. Einig war man sich jedoch über den symbolischen Spatenstich 2004. Inzwischen ist die Zeit darüber hinweggeschritten – und noch immer gilt abgewandelt ein altes Sprichwort: „Still ruht die Spree“.



DAS BERLINER GLÜHLAMPENWERK NARVA

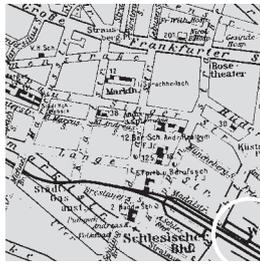
Wer immer den Verkehrsknoten Warschauer Brücke passierte – ob zu Fuß, per S-Bahn oder Pkw – geriet in den Bann von Berlins erstem Hochhaus. Der Elfgeschosser, untersetzt noch durch drei Kelleretagen, wurde 1906 erbaut. Das weiträumige Gelände zwischen Rother-, Nagler- und Ehrenbergstraße war Besitz der 1892 gegründeten Deutschen Gasglühlicht AG (Auergesellschaft), später umbenannt in OSRAM, die bekannteste Glühlampe des Konzerns. Im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg wurden horrende Gewinne durch Rüstungsaufträge erzielt, arbeiteten doch die Gasexperten des Unternehmens sowohl an Gaswaffen als auch an entsprechenden Schutzgeräten.

Im Ergebnis der politischen und ökonomischen revolutionären Umbrüche im Osten Deutschlands, ab 1945, wurde auch der als „Werk D“ des OSRAM-Konzerns fungierende Betrieb im Stadtbezirk Friedrichshain in Volkseigentum übernommen. Der Anfang war schwer, denn die Sowjetunion hatte auch hier erhebliche Demontagen vorgenommen. Glühlampen waren sehr gefragt und der junge Staat DDR investierte nach Kräften. Fördernd war auch die Tatsache, dass die verfassungsrechtliche Gleichheit der Geschlechter in einem Werk mit nahezu 6.000 Beschäftigten den hier wirkenden Frauen – ihr Anteil betrug etwa Dreiviertel der

Belegschaft – auch praktisch zu Gute kommen sollte. So gab es von Anbeginn – die Lebensmittelkarten waren noch bis zur Abschaffung am 28. Mai 1958 der Hauptbestandteil der Versorgung – eine allseits sehr geschätzte Kantinenversorgung. Kinderkrippe und Kindergarten ermöglichten eine umfassende Berufstätigkeit der Mütter vor allem an den zahlreichen Fließbändern der Lampenfertigung. Eine Bibliothek mit mehreren zehntausend Bänden fand in einer „Kulturbaracke“ ihren Dauerplatz. Es gab auch Freizeitangebote in Gestalt eines Laien-Theaterensembles, das nicht nur im werkeigenen Theatersaal, sondern auch auf den alljährlichen landesweiten Arbeiterfestspielen des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes viel Beifall erntete. Eine Betriebsakademie lud mit diversen Kursen zur ständigen Weiterbildung ein. Für die Ferien stand ein betriebseigenes Ferienhaus an einem märkischen See zur Verfügung.

Gefertigt wurden diverse Typen von Allgebrauchslampen, später ergänzt durch weltweit gefragte Leuchtstoffröhren. Der internationale Wettbewerb war hart, gab es doch in der Bundesrepublik Deutschland weiterhin OSRAM und zunehmend die Eroberung des Weltmarktes durch japanische Unternehmen. In den siebziger Jahren wurden die herkömmlichen Fließreihen durch Maschinenim-





porte aus dem westlichen Ausland – hier wiederum Japan als Hauptanbieter – auf Weltniveau angehoben. Im obersten Geschoss des Hochhauses mit dem NARVA-Kennzeichen war das Versuchslabor etabliert. Hier strahlten Tag und Nacht tausende Lampen über Berlin. Nichtberliner waren darob immer neu frustriert, riefen doch die DDR-Instanzen landesweit auch zum Energiesparen auf. Die dauernden Eingaben wurden mit einem gedruckten Antwortschreiben in Sachen Lichttest über die Jahre hinweg beantwortet.

Die „Wende“ des Jahres 1990 hatte das Absterben des Berliner Glühlampenwerkes „Rosa Luxemburg“ sowie des gesamten landesweiten Kombines zur Folge. Die Beschäftigtenzahlen wurden in kürzester Zeit drastisch reduziert – bis auf Null.

Der gesamte Betriebskomplex wurde nach der Einstellung der Fertigung unter Denkmalschutz gestellt und vorbildlich saniert. Er ist auch heute unter ganz anderen Vorzeichen ein Anziehungspunkt für Berlin-Besucher. In den einzelnen Gebäuden sind diverse Rechtsberater, Anwaltskanzleien und Auskunftsteien untergebracht. Produziert wird nichts mehr und der noch immer existierende Hochhausturm ist heute Werbeträger von wechselnden Handelsketten.



DER ANDREASPLATZ

Im Jahr 1863 begannen zwischen der Schillingbrücke und der damaligen Frankfurter Straße umfangreiche Bauarbeiten. Man schlug eine Schneise von der Spree zur Ausfallroute Frankfurt/Oder: die Andreasstraße entstand. Sie zog sich durch einen Komplex trostloser Mietskasernen, aus denen nur der Schlesische Bahnhof herausragte. 1873 kam das imposante Gebäude von Julius Pintsch hinzu – heute eine unter Denkmalschutz stehende Fabrikruipe, die bis zum Ende der DDR Hunderte von Arbeitsplätzen aufwies. Auf halbem Weg der Andreasstraße, an der Kreuzung „Grüner Weg“ (heute: Singerstraße), entstand eine gestaltete Freifläche, von Bäumen eingegrenzt. Ein sprudelnder Brunnen lockte vor allem zahlreiche Kinder an, während die Eltern auf einer imposanten halbrunden Marmorbank verweilen konnten.

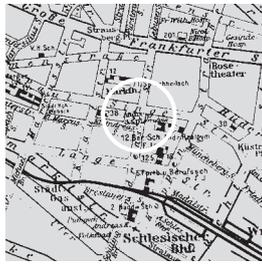
Es war das für die Anwohner ein Lichtblick im Wortsinne, hat doch ein namhafter Zeitzeuge, der im Umfeld der kleinen Andreasstraße Nr. 17 dort 1867 als Neunjähriger einzog, das Wohnelend anschaulich geschildert: „Unsere einfenstrige Stube und kleine Küche war ein erbärmliches Bild. An den Wänden gerissene Tapeten..., Blutflecke von zerquetschten Wanzen, in der Ecke ein Haufen Stroh, das sollte unser Bett sein.“ So sah es Berlins berühmtester Zeichner proletarischen Mili-

eus seiner Zeit – Heinrich Zille. Auch nach einem Umzug an die Rummelsburger Bucht kam der Maler immer wieder in sein „Kiez“ und zeichnete Menschen und Bauten.

Noch 1928 waren die Lebensbedingungen denkbar primitiv: in 2133 Kellerwohnungen lebten 6393 Anwohner. Zilles Sohn Walter schrieb später in Erinnerung an seinen Vater: „Er malte die vernachlässigten Hinterhäuser im Berliner Osten mit den Teppichstangen und den Müllkästen vor den Kellerwohnungen, zermürbte und verkommene Menschen, aber auch das Volk bei der Arbeit, beim Vergnügen und bei der Erholung. Im Jahr 1898 erhielt der Andreasplatz zwei monumentale Wahrzeichen. Beginnend beim Marmorhalbrund stand auf einem Sockel die Skulptur: „Arbeiter und sein Sohn“ des Bildhauers Wilhelm Haverkamp. Am Ende der Bank war die „Mutter mit dem Kind“ prägnant. Für das Wilhelminische Deutschland war das Arbeiterdenkmal ein Novum: ein Schmied mit Hammer, nach dem sein Kind sinnbildlich greift um das väterliche Erbe beruflich fortzuführen – vergleichbares gab es um die Jahrhundertwende nirgendwo auf deutschem Boden.

Die Kriegszerstörungen durch alliierte Bombenangriffe waren im Umfeld des Andreasplatzes enorm,





galt doch der Schlesische Bahnhof als strategisches Dauerziel. Auch die letzten Straßenkämpfe Ende April 1945 – hier kämpften die SS-Besatzungen der beiden Hochbunker im Friedrichshain – werden heute malerisch als „Bunkerberge“ von den zahlreichen Besuchern angenommen. Die Haverkamp-Skulpturen wurden vor den Zerstörungen gerettet.

Die Stadtplaner im Ebert-Magistrat entschlossen sich bei der Neugestaltung des Areals um den nunmehrigen Ostbahnhof, den Andreasplatz nicht neu zu gestalten, sondern mit einer Kaufhalle zu bebauen. Damit wurde eine traditionelle Freizeit-

Begegnungsstätte leider gelöscht – nur noch wenige Alteinwohner sprechen ein wenig wehmütig über diesen populären Kieztreff. Die Skulptur des Schmiedes mit seinem kindlichen Bewunderer hat nun ihren neunten Standort im Umfeld des Seniorenzentrums Bethel Friedrichshain und findet auch bei Spaziergängern freundliche Aufmerksamkeit.

Das Gegenstück – die Mutter mit Kind – hat einen anderen Standort erhalten: Besucher des Friedrichshains können sie im dortigen Landschaftspark besichtigen. Ihr Ursprungs-Stammort – der Andreasplatz – gehört leider zu den versunkenen Adressen.



DIE BUNKERANLAGEN IN FRIEDRICHSHAIN

Am 1. September 1939 begann mit dem verbrecherischen Überfall der Deutschen Wehrmacht auf Polen der Zweite Weltkrieg. Als er mit der bedingungslosen Kapitulation des Aggressors am 8. Mai 1945 endete, waren weite Teile Europas ein Trümmerfeld. Horrend waren die Menschenopfer. Etwa 12 Millionen deutsche Soldaten wurden zu Kriegsgefangenen. Über 11 Millionen Deutsche verloren ihre Heimat. In Europa und Asien fielen mehr als 24 Millionen Soldaten und 31 Millionen Zivilisten der Kriegsmaschinerie zum Opfer.

Hermann Göring, Hitlers „Reichsmarschall“ und Verantwortlicher der Luftwaffe, hatte bei Kriegsbeginn lautstark verkündet, sollte je eine feindliche Bombe auf deutsches Territorium fallen, so wolle er „Meyer“ heißen – nicht lange danach hieß er im flüsternden Volkmunde nur noch „Hermann Meyer“: englische und amerikanische Bomberverbände gehörten bald zum Kriegstrauma der deutschen Zivilbevölkerung.

In Berlin begannen die Machthaber bereits 1940 mit dem Bau zweier Großbunker in der Parkanlage des Friedrichshains, einem Leit- sowie einem Flakbunker. Die etwa 300 Meter voneinander entfernten Kolosse waren durch einen unterirdischen Gang verbunden.

Bei den sich ständig steigenden Luftangriffen standen Bunkerteile für die Bevölkerung offen, doch galt die eigentliche Sorge des Regimes den Kunstschätzen der Berliner Museen; sie vor allem sollten vor Zerstörung geschützt werden. Im Juni 1941 erhielten Museumsleiter die Weisung, die kostbarsten Bestände nach Fertigstellung der Türme dort einzulagern; die ursprünglichen Fensterluken wurden extra zugemauert.

Ab Januar 1942 wurden Teilbestände der Gemädegalerie, der Nationalgalerie, der Skulpturenabteilung des Kunstgewerbemuseums, der Antikenabteilung des Ägyptischen Museums, des Museums für Völkerkunde, der frühchristlich-byzantinischen Sammlung und des Kupferstichkabinetts im Friedrichshain untergebracht. Die Lagerkammern waren vor den Bunkerflüchtlingen abgeschottet; über diese Belegung erfuhren die Bürger erst nach Kriegsende Bruchstückhaftes.

Ständige „Nutzer“ sahen nur, dass ab März 1945 große Auslagerungen von Gütern vorgenommen wurden: die Transporte gingen insbesondere in die Bergwerksschächte von Ransbach und Kaiseroda. In den letzten Tagen des Krieges wurde der Bunker zum Zentrum von SS-Verbänden. Deren fanatische Verteidigung der „Reichshauptstadt“





speziell in Friedrichshain – die Frankfurter Allee als Haupteinmarschstraße der Roten Armee wurde speziell an den Kreuzungen festungsartig von SS besetzt – forderte einen hohen Blutzoll auch unter Zivilisten. Als dann am 2. Mai 1945 die Waffen endgültig schwiegen, war Berlin in weiten Teilen ein Trümmerfeld aus 75 Millionen Kubikmeter Schutt. Die Menge hätte ausgereicht, einen Damm von Berlin bis Dortmund zu bauen mit Ausmaßen von 35 Metern Breite, 5 Meter Höhe. 48 Prozent aller Gebäude waren total zerstört, die restlichen zu 16,7 Prozent schwer beschädigt. Von ehemals 1,5 Millionen Wohnungen waren nur noch etwa 730.000 bedingt bewohnbar.

Der Schlesiener Bahnhof (Ostbahnhof) war besonders umkämpft, so dass der Küstriner Platz (Franz-Mehring-Platz) und der Andreasplatz zur Wüstenei wurden. Bert Brecht, der erst im November 1948 nach Berlin kam, nannte die Stadt treffend einen „Trümmerhaufen bei Potsdam“.

Doch der Aufbauwille war enorm. Die Berliner Trümmerfrauen vollbrachten wahre Wunder bei der Enttrümmerung und der Gewinnung von Steinen für Renovierung und Neuaufbau. Eine Anordnung der Besatzungsmächte sah die Beseitigung aller Befestigungsanlagen vor.

Am 29. April 1946 begann deshalb die Sprengung der Friedrichshainer Bunkerkolosse. Die Bunker wurden zwar zerstört, aber sie zerfielen nicht in transportable Blöcke, sondern hatten sich, bildlich gesprochen, nur „auf die Seite gelegt“. Der Arbeitsaufwand zur Beseitigung war damals mangels fehlender schwerer Technik unververtretbar; man entschloss sich zur Trümmernaufschüttung. Aus allen Teilen des Stadtbezirks führten Gleise der „Trümmerbahn“ in den Friedrichshain.

Insgesamt 2,1 Millionen Kubikmeter Schutt wurde abgekippt und ließen die Bunkerreste nach und nach verschwinden. Der Volkspark wurde damit um zwei Berge reicher, deren Höhe 78 bzw. 48 Meter betrug. Unter Leitung des Architekten Reinhold Lindner begann die Begrünung der Höhen, deren größte sehr bald im Volksmund nur noch „Mont Klamott“ hieß. Ein Wanderweg bis zur „Gipfelhöhe“ war ab 1957 begehbar. Der kleine Bunkerberg wurde im Winter als Rodelbahn genutzt und von der Jugend begeistert angenommen.

Für Berlin-Zuwanderer seit den sechziger Jahren waren die beiden Höhen beliebte Ausflugspunkte, über deren Entstehung nur in Ausnahmefällen Wissen existierte. Gerade angesichts des 60. Jahrestages der Befreiung vom Faschismus und dem Ende des Völkermordes ist es dringend geboten, dass Leser und Zeitzeugen gerade dieser „Versunkenen Adresse“ ihr damaliges Erleben an die Kinder weitergeben im Sinne eines „Nie wieder Krieg!“



DIE KROLL-OPER

Am 08. Februar 1844 kündeten Berliner Zeitungen dem „gebildeten Publikum“ an, dass es von sofort an eine neue Adresse für das „Amusement“ gebe: „Krolls Etablissement“. Offeriert wurden ein Wintergarten, 3 Säle, 13 Logen und 14 größere Räume sowie ein Tunnel, in dem geraucht werden dürfe. 60 Musiker und 40 Kellner würden den maximal 5.000 Gästen den Besuch zum Erlebnis werden lassen.

Für Berliner war es ein Ausflug, denn man verließ die Stadt durch das Brandenburger Tor, um dann nach einem Spaziergang durch die „Zelten Allee“ das am westlichen Rande des Spreebogens gelegene Vergnügungsobjekt zu erreichen. Außer Musikern sorgten mit wechselnden Programmen Artisten, Dresseure und eine Puppenbühne für Unterhaltung. Der Gründer Joseph Kroll verschied bereits 1848, doch seine Tochter Auguste stellte sich als Nachfolgerin der Herausforderung. Sie erwarb eine Theaterkonzession und präsentierte nun im großen Saal Schauspiel- und Opernaufführungen – Albert Lortzing dirigierte hier persönlich seine Berliner Premieren von „Undine“ und „Der Waffenschmied“.

Das stete Ungleichgewicht von Kosten und Einnahmen endete – elf Jahre nach der Gründung

– mit der Pleite: am 01. April 1855 fiel der letzte Vorhang. Der Hauptgläubiger, ein Fabrikant, eröffnete die Bühne neu und setzte vorrangig auf Operetten von Jacques Offenbach, doch auch hier versiegte bald die Publikumsgunst – 1865 kam es zur Zwangsversteigerung.

Mehrmals wechselten die Besitzer und mit ihnen Programmschwerpunkte – mal Oper, dann vorwiegend Konzerte, zeitweilig wieder verstärkt Theateraufführungen. Am 14. Mai 1896 übernahm die Regierung das finanziell marode Unternehmen und baute es – neben der Lindenoper – zum zweiten musikalischen Standort als „Königliches Operntheater“ aus. Kaiser Wilhelm II. befand 1913, ein prunkvoller Neubau sei als Reichstagspendant angemessen, so Otto Schneiderei in seiner Operettengeschichte „Berlin wie es weint und lacht.“ Doch noch einmal sollte der Kroll-Bau Geschichte machen. Am 27. Februar 1933 – einen knappen Monat nach der „Machtergreifung“ Adolf Hitlers – brannte der Reichstag. Die neuen Machthaber hatten auch sofort die Täter parat – die Kommunisten. In Leipzig sollte ihnen der Prozess vor dem Reichsgericht gemacht werden, doch vor allem durch das Auftreten des angeklagten Georgi Dimitroff kehrte sich der Brandstiftungsvorwurf gegen die Nazis als alleinige Nutznießer. Die eigentlichen Akteure





hatten nach der Brandnacht den Reichstag noch einmal einberufen – in die gegenüberliegende einstige Kroll-Oper. Vom Reichstag räumlich abgesetzt war sie zu diesem Zeitpunkt noch von der „Siegessäule“ (von den Berlinern „Goldelse“ genannt), die Hitlers Chefarchitekt Albert Speer 1939 aus baulichen Planungsgründen weiter westlich auf dem heutigen Großen Stern platzierte.

In der Kroll-Oper verlangte Adolf Hitler mit der Vorlage eines „Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Reich“ am 23. März 1933 ultimativ freie Hand für die faktische Außerkraftsetzung der Weimarer Verfassung. Außer den Kommunisten, deren 81 Abgeordnete größtenteils verhaftet oder im Untergrund waren – ihre Mandate annullierte man bereits am 09. März – stimmten nur die 94 Abgeordneten der SPD mit Nein. Die bürgerlichen Kräfte dagegen lösten mit ihrer Zustimmung sowohl das Parlament als auch ihre Parteien gleichsam selbst auf.

Im Zweiten Weltkrieg wurde das Kroll-Gebäude durch alliierte Luftangriffe mehrfach getroffen und teilzerstört. Nutzbar gemacht wurde nach 1945 sehr bald der Wintergarten, der – in Umkehrung des Namens – in den Sommermonaten für Tanz- und Unterhaltungsvorstellungen Raum bot. Doch für eine Generalüberholung gab es in der – seit der Währungsspaltung am 23. Juni 1948 – geteilten Stadt weder Bedarf noch Gelder. Das im Bezirk Tiergarten gelegene Unternehmen wurde nach einer mehr als 100-jährigen wechselvollen Geschichte ab 1951 abgerissen. Heutige Spurensuche muss sich auf das Blättern alter Stadtpläne und Ansichtskarten oder einen Spaziergang im Hinterland des Ehrenmals für die sowjetischen Befreier Berlins beschränken, wo „Krolls Etablissement“ heute im Wortsinn vom grünen Rasen spurenlos gedeckt ist.

DIE MARKTHALLE ANDREASSTRASSE 56

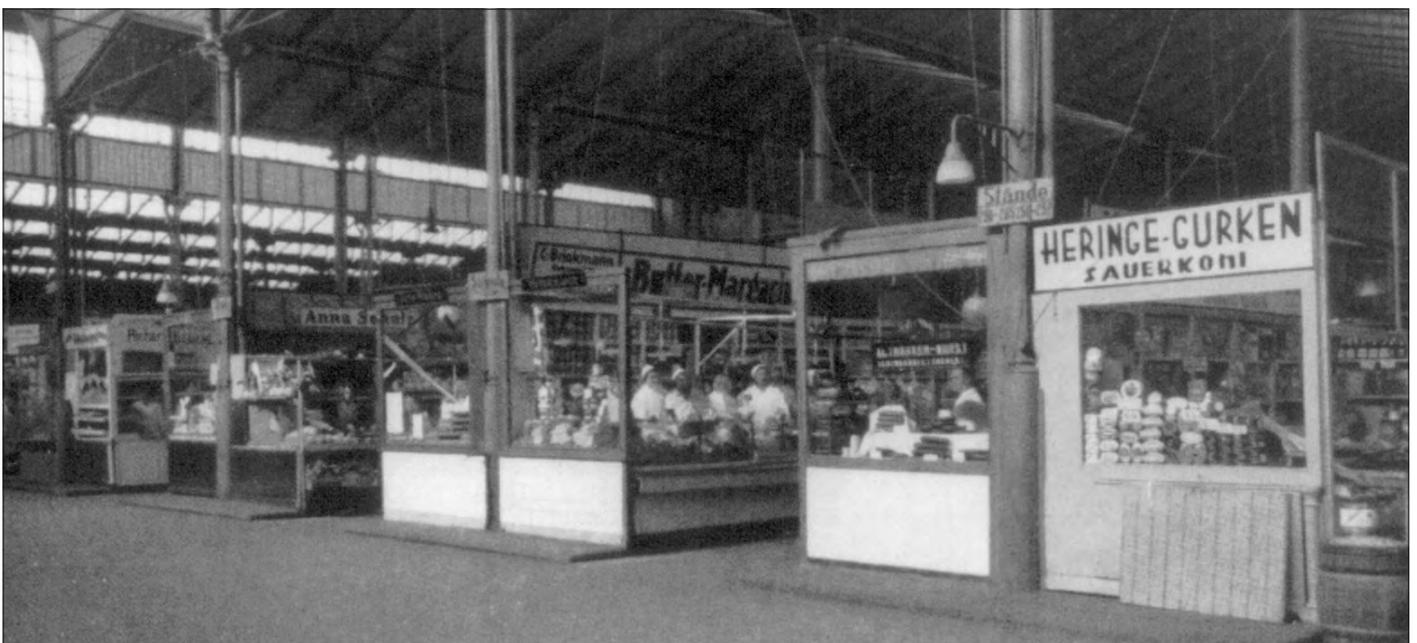
Am 30. April 1888 gab der „Magistrat hiesiger Königlicher Haupt- und Residenzstadt“ Berlin amtlich bekannt: „Die städtische Markthalle VIII in der Andreas-Straße 56, Kraut-Straße 48a und Grüner Weg 96, welche bestimmt ist, an Stelle der... zu schließenden Wochenmärkte auf dem Andreasplatz und Büsching-Platz zu treten, wird am 1. Mai d. Js. von Morgens Drei Uhr ab dem öffentlichen Verkehr übergeben werden.“

Das seit der Proklamation des Wilhelminischen Kaiserreichs im Ergebnis des 1871 siegreich beendeten Krieges gegen das Frankreich Napoleons III., sprunghaft wachsende Berlin hatte Versorgungsprobleme. Die traditionellen Kleinhändler im Zentrum waren restlos überfordert; entstehende Warenhäuser sparten den täglichen Bedarf an Lebensmitteln weitgehend aus. So wuchsen auf diversen Freiflächen neu entstehender Wohngebiete „wilde“ Wochenmärkte unter freiem Himmel – einer von ihnen auch auf dem heute unkenntlich gewordenen Andreasplatz. Geschäftstüchtige freie Unternehmer drängten nach ihrer Chance und wollten – da die städtischen Behörden die hygienischen Zustände der Freimärkte zunehmend beanstandeten – ganz Berlin mit einem Netz von Markthallen überziehen. Bemerkenswert für den damaligen Zeitgeist der Behörden aber war, dass

die Stadt das Monopol dafür nicht aus der Hand zu geben gewillt war. Erst als zu Beginn der achtziger Jahre die kommunale Kasse dazu solvent war, begann das Bauvorhaben. Die Planung sah eine „Zentralmarkthalle“ im Herzen Berlins – am Alexanderplatz – vor. Die Stadtteile bekamen kleinere „Ableger“; einer war die eingangs erwähnte „städtische Markthalle VIII“.

Ab 3. Mai 1886 – dem Eröffnungstermin der Zentralmarkthalle – entstanden bis 1892 insgesamt 14 regionale Markthallen. Jede Neueinweihung „löschte“ behördlich die bis dahin geduldeten Freimärkte. Das proletarische Berlin um den damaligen Schlesischen Bahnhof nahm die Neuerung dankbar an.

Für die Entstehungszeit besaß die Region einen beachtliche Neubau: 62,5 Meter mal 60 Meter. Die Bauzeit war für damalige Verhältnisse kurz: vom Spatenstich am 22. Juni 1887 bis zur Eröffnung vergingen nur zehn Monate. Zeitverkürzend wirkte der Einsatz vorgefertigter Teile: Eisengerüste mit stützenden Pfeilern aus Gusseisen. Planer war der Baustadtrat Blankenstein, nach dessen Grundentwurf weitgehend einheitliche Markthallen entstanden. Beim Neubau vom 3. Mai 1888 öffnete sich den Käufern – nach dem Passieren des





Wohn-Vorderhauses Andreasstraße 56 – in Ost-West-Richtung ein neun Meter breiter Mittelgang; er führte zum hinteren Ausgang der Krautstraße. An der Südseite – dem damaligen Grünen Weg (heute Singerstraße) – befand sich ein weiterer Zugang über eine Querhalle. Die Obrigkeit blieb wachsam: in der Krautstraße entstand neben einer „Speisewirtschaft“ für hungrige Lieferanten wie Käufer auch ein Polizeirevier.

Der Andrang war in dieser damals zweitgrößten Markthalle nach dem Alexanderplatz über Jahrzehnte ungebrochen – die neu entstehenden Warenhäuser an der Großen Frankfurter Allee blieben „gehobenen Schichten“ vorbehalten. Zudem waren die Öffnungszeiten für die zahlreichen Schichtarbeiter des Umfeldes günstig: ab 6 Uhr morgens klingelten die Kassen.

Nach einer Mittagspause ging es dann um 17.00 Uhr noch 3 Stunden weiter. Auch Samstags waren die Stände besuchspräsent.

Die Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg verwandelten auch die Halle mit dem weiteren Umland in ein Trümmerfeld. Einem Neubau nach Kriegsende standen nicht nur die Materialprobleme im Wege – die Lebensmittel-Kartenwirtschaft öffnete

Zusatzanbietern mit allenthalben aufblühenden „Schwarzmärkten“ ein lukratives Nebengeschäft.

Die Reste der „Andreashalle“ wurden – notdürftig rekonstruiert – nur noch von wenigen Geschäftsleuten bedient. Zudem schuf der ab 1952 erfolgende Neubau der damaligen „Stalinallee“ mit der sorgfältig durchdachten Angebotsdurchmischung eine attraktive Neubauschneise inmitten der Trümmerlandschaft, die Zuspruch im gesamten östlichen Berlin fand. So waren es denn nur noch wenige der verbliebenen älteren Bewohner, die eine Träne zerdrückten, als in den sechziger Jahren die Neuplanung des Umfeldes der nunmehrigen Karl-Marx-Allee auch die Restspuren tilgte.

Fortan prägten Neubauten ohne Hinterhöfe das Areal Andreasstraße/Singerstraße/Krautstraße/Blumenstraße, auf dem sich ein Dreivierteljahrhundert lang die zweitgrößte Markthalle Berlins befunden hatte.



DIE SPORTHALLE IN DER STALINALLEE

Der Weltbund der Demokratischen Jugend, gegründet 1946 in London, verstand sich als globaler Organisator des Kampfes gegen künftige Völkermorde, für Frieden, Solidarität und Völkerverfreundschaft. Diese Grundideen sollten durch alle zwei Jahre stattfindende „Weltfestspiele der Jugend und Studenten“ ständig neu belebt werden. Ausrichter des ersten Treffens der Jugend der Welt war 1947 Prag. 1949 trafen sich die Teilnehmer in Budapest. Im November 1950 fiel die Wahl für das Folgejahr auf die DDR-Hauptstadt Berlin. Das war eine Ehrung für den jungen Staat, doch zugleich eine immense Herausforderung. Vor allem die Innenstadt wies noch immer unübersehbare Spuren des mörderischen Endkampfes von 1945 auf. Unterbringung und Versorgung waren nur durch allseitige Mithilfe der Hauptstadtbewohner erreichbar. Der Appell der Veranstalter, gute Gastgeber zu sein, fand bei den Berlinern starken Widerhall.

Doch noch ein anderer, gewichtiger Aspekt musste berücksichtigt werden: Spiel- und Sport-Wettkämpfe waren unverzichtbarer Bestandteil der Welttreffen. Doch derartige Anlagen gab es kaum; das imposante Olympiastadion von 1936 lag im Westteil der Stadt und war seit der Spaltung im Herbst 1948 fremdes Hoheitsgebiet. Neue Anlagen mussten also im Wortsinne aus dem Boden gestampft werden. So entstanden der Friedrich-Ludwig-Jahn-Sportpark im Prenzlauer Berg, das Karl-Friedrich-Friesen-Stadion im Volkspark Friedrichshain und die Pionierrepublik „Ernst Thälmann“ in der Wuhlheide. Doch es fehlte an einer überdachten Versammlungsstätte für Foren, Diskussionen und folkloristische Auftritte, die inzwischen zu den Selbstverständlichkeiten der Weltfestspiele gehörten. Der Ebert-Magistrat entschied im Verein mit den Organisatoren, eine Sport- und Veranstaltungshalle im Zentrum zu errichten. Erwählt wurde





ein Areal an der Nordseite der Stalinallee – heute Karl-Marx-Allee zwischen Koppen- und Lebuser Straße.

Durch freiwillige Aufbauhelfer wurde Trümmerschutt beseitigt und daraus zugleich neues Baumaterial gewonnen. Für die aufwendige Stahlkonstruktion der Halle wurden auf dem Gelände des Zentralviehofs Landsberger Allee mehrere Anlagen abgebaut. Sie lieferten das Gerüst für den Neubau, dessen Grundsteinlegung am 2. April erfolgte.

Am 31. Juli 1951 las man dann im „Neuen Deutschland“ die Vollzugsmeldung: „Das größte und schönste Bauwerk der deutschen Hauptstadt ist fertiggestellt und wird am Donnerstag seiner Bestimmung übergeben. Die Sportwettkampfhalle in der Stalinallee...“ Aber nicht die beeindruckenden Zahlen erklären das in der ganzen deutschen Baugeschichte Einzigartige dieses Bauwerkes, Denn, in welcher Zeit wurde dieses Bauwerk errichtet? In zwei Jahren vielleicht, wie die alten 'Fachleute' veranschlagt hätten? Nichts davon – die Halle wurde in 119 Tagen aufgerichtet.“

Der Architekt des „Bauwunders“ hieß Richard Paulick, ein Bauhaus-Schüler, nun am Institut für Bauwesen der Deutschen Akademie der Wissenschaften tätig. Für die Halle wurden 12.000 Kubikmeter Eisenbeton, 14 Millionen Mauersteine und 2.800 Tonnen Stahlbeton eingesetzt. Im Inneren der Halle war eine Wettkampffläche von 1.000 Quadratmetern entstanden. Mehr als 5.000 Zuschauer gelangten durch 14 Treppenaufgänge zu ihren Plätzen. Daneben gab es zwei Turnhallen und weitere Räumlichkeiten für kleinere Veranstaltungen.

Der Eingangsbereich an der Straße wurde aufwendig gestaltet. Paulick ließ Abgüsse von vier Barockfiguren des ehemaligen Stadtschlusses anfertigen. Ein Keramik-Reliefband mit Sportmotiven überzog den Eingangsbereich des mit 6 Säulen gestützten Portals. Die Teilnehmer der Weltfestspiele – insgesamt mehr als 2 Millionen junge Menschen – nahmen dankbar als erste von dem Bau Besitz. In den folgenden Jahren wurden

hier zahlreiche Sportwettbewerbe abgehalten. 1953 fand hier die „Deutsche Bauausstellung“ statt. 1959 wurde die Halle als „Klub der Jugend und Sportler“ für den Massensport freigegeben. Im Dezember fand hier das sportliche Großereignis Europas statt – das „Tischtennisturnier der Tausende“ (TTT) mit mehr als 4.000 Teilnehmern. Gleichzeitig gab es zahlreiche Veranstaltungen, so die Serie „Auf jede Frage eine Antwort“ mit dem Polit-Moderator Gerhart Eisler, die sich durch Massenandrang, Fragenvielfalt und offenerherzige Antworten der diversen offiziellen Gesprächspartner auszeichneten.

Zu Beginn der siebziger Jahre traten Baumängel auf, die mit Reparaturen nicht mehr zu beheben waren. Das verwendete Baumaterial – insbesondere Gips und Karbidschlamm - sowie die ungenügend berücksichtigte Standfestigkeit auf morastigem Untergrund - garantierten keine Sicherheit mehr. Den Ausweg bot nur ein Neubau. Er stand ein weiteres Mal im Schatten der Weltfestspiele, deren 10. Auflage im Herbst 1973 wiederum in Berlin stattfinden sollte. Im Frühjahr begann der Abriss, doch der Neubau unterblieb. Entscheidend waren offensichtlich Kostenfragen.

Erich Honecker, der Walter Ulbricht 1971 als Ersten Sekretär des SED-Zentralkomitees abgelöst hatte, wollte sein ehrgeiziges Programm „Lösung der Wohnungsfrage als soziales Problem“ bis 1990 verwirklichen. Diesem Vorhaben fiel neben anderen geplanten Bauten auch die Sporthalle in der nunmehrigen Karl-Marx-Allee zum Opfer. Die Berliner, insbesondere die Bewohner des weiteren Umfeldes, bedauerten noch jahrelang den Verlust einer zentralen Begegnungsstätte der Vielfalt.

Auf dem Gelände wurden bald darauf Wohnblöcke im modernistischen Stil errichtet. Ein Hinweis auf den Vorgängerbau blieb ausgespart. Ältere Anwohner schlendern auch heute noch dort vorbei und resümieren: „Weißt Du noch, dort die Sporthalle?“

DIE KUNST- UND HANDWERKER-SCHULE AM STRALAUER PLATZ

Das kaiserliche Berlin besaß im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine enorme Anziehungskraft – der rasante Bevölkerungszuwachs war der markanteste Beleg. Lebte 1877 eine Million Menschen in der Stadt, wo verdoppelte sich die Einwohnerzahl bis 1905. Die damit verbundene Bautätigkeit verlangte nicht einfach nur Fachleute wie Architekten, Bauhandwerker, Möbeltischler, Maler – Kreativität war zur vielfältigen Ausgestaltung der Metropole ein ebenso wichtiger Maßstab. Deshalb war bereits 1880 die „I. Handwerkerschule“ in der Kreuzberger Lindenstraße eingerichtet worden, doch ihre Aufnahmekapazität war rasch ausgeschöpft.

So wurde im Oktober 1892 eine weitere Einrichtung – die „II. Handwerkerschule“ am Stralauer Platz –

eingerrichtet. Sehr bald reichte das dort bezogene ehemalige Gemeindehaus für den Andrang der Anwärter nicht mehr aus. 1901 begann auf dem Areal Andreasstraße/Stralauer Platz/Koppenstraße der großzügige Neubau, der endgültig erst 1905 abgeschlossen war. Die dreiflügelige Anlage präsentierte ihr ornamental geschmücktes Hauptportal in der Andreasstraße 1/2. Blickfang jedoch war der Turmaufbau an der Ecke zum Stralauer Platz. Weithin sichtbar war eine symbolische zweistufige Laterne aus Kupfer, die sich noch fast zwei Etagen über dem imposanten Gebäude mit seinen drei Etagen, dem Keller- und Dachgeschoss erhob.

Kam man vom Südufer der Spree über die Schillingbrücke, so boten rechterhand der „Handwerkerturm“ sowie die auf dem Mittelstreifen der Stralauer Allee stehende St. Andreas-Kirche mit ihrer noch höheren Turmspitze ein zur Linken ein eindrucksvolles Bild beim „Eintreten“ in den Bezirk Friedrichshain.

Im Haus selbst wurden zahlreiche Berufe gelehrt sowie Weiterbildung gefördert. Es gab u. a. zwei Malersäle, ein großzügiges Zeichenatelier, zwei Räume für Fachzeichner und Hörsäle für Chemie und Physik. Aber es wurden auch kreative Fertigkeiten gefördert. Teilnehmer wurden in einem fotografischen Atelier, in der Gipsformerei und auch im Pflanzenhaus – zur Züchtung von Gewächsen für eine Blumenmalklasse – betreut. Das alles war streng funktional gestaltet, sah man von der repräsentativen, sich über zwei Etagen erhebenden Aula ab. Dagegen war die Außenfront im Renaissance-Stil gehalten – Sandsteinskulpturen fertigte eine Berliner Firma nach Zeichnungen des Bildhauers Otto Lessing. Baustadtrat Ludwig Hoffmann versprach sich damit für die Absolventen einen täglich neuen Anstoß – bereits die Architektur sollte „den darin auszubildenden jungen Kunsthandwerkern etwas Anregung bieten“.

In Tages-, Abend- und Wochenend-Lehrgängen wurden diverse Fertigkeiten vermittelt: das Zeichnen von Arbeitsskizzen für Handwerker sowie von Aquarellen für Maler sowie das Modellieren für Gestalter und Dekorateur. Fotografie wurde





hier ein Berufszweig, Metall- und Kunstschmiede erwarben berufliche Perfektion. Ab 1923 fanden hier direkte kunstgewerbliche Kurse vor allem zur Weiterbildung statt.

Zahlreiche später berühmte Künstler verdankten der Kunstgewerbe- und Handwerkerschule die Entdeckung und Entwicklung ihrer Kreativität. Zu bekannten Absolventen zählten der Pressezeichner Alfred Beier-Red, der Illustrator Hans Baltzer, die Grafiker Arno Mohr und Walter Heisig sowie der Metallgestalter Fritz Kühn. Als Zeichnerin unterrichtete am Stralauer Platz u. a. die Malerin und Gestalterin Helen Ernst, an die sich der dort lernende spätere Architekt Herman Henselmann bis zu seinem Lebensabend 1995 noch immer schwärmerisch erinnerte: "Ich habe sie heimlich

verehrt und bin aus diesem Grunde niemals in ihre vertraute Nähe gekommen. Das versteht man nur, wenn man sehr jung ist. Als Schüler hat man nun mal Respekt vor seinen Lehrern."

Die Bombardements des Zweiten Weltkrieges zerstörten durch die ständigen Angriffe auf den Schlesischen Bahnhof/Ostbahnhof den Bau bis auf die Grundmauern. Dem Abriss folgte weder ein Neubau noch eine andere effektive Nutzung. Der größte Teil präsentiert sich heute als unansehnliche Pkw-Parkfläche zwischen Koppen- und Andreasstraße. Gegenüber der neuangelegten Straße vom Ostbahnhof in die Andreasstraße befindet sich ein BVG-Buswendepunkt. Auch die Kirche verfiel – nach Teilerstörung – späterem Abriss. Nur eine Haltestelle davor verweist namentlich noch auf ein verschwundenes Areal: "Stralauer Platz".



Impressum:
Seniorenzentrum Bethel
Friedrichshain gGmbH
Andreasstraße 21
10243 Berlin
Tel. 030 2977386
www.12Leben.de
www.bethelnet.de

